

winkelig, hier polygonartig in stumpfen oder spitzen Winkeln vor. Dort geht die Anordnung dem Auge entgegen, hier weicht sie zurück und zieht es ins Innere hinein. Dort herrscht im Ganzen die gerade Zahl und die in zwei gleiche Seiten auseinanderfallende Symmetrie, hier die ungerade, welche eine Mitte zwischen die symmetrische Gleichheit einschiebt. Der griechische Styl erschöpft seine Schönheit im Aeusseren und vernachlässigt das Innere, im gothischen Style ist dies der vollendetere Theil, und selbst das Aeussere trägt das Gepräge der Innerlichkeit. Dort ist jedes Einzelne bestimmt begrenzt, hier ist das Bestreben darauf gerichtet, es sanft in ein Anderes aufzulösen und hinüberzuführen. Und wie im Einzelnen so ist auch im Ganzen der Tempel vermöge seiner Säulenhalle nach unabänderlicher Regel abgeschlossen und duldet keine Zusätze, während die gothische Kirche aus einzelnen Abschnitten besteht, die immer vermehrt werden können. Jener giebt daher eine abgeschlossene Individualität, diese eine Welt von Einzelheiten. Jener ist objectiv und männlich, gleicht der vollbrachten That, während der gothische Styl subjectiv und weiblich ist, eine warme, aber unbestimmte Empfindung erweckt. Ein organisches Leben ist in Beiden; auch im griechischen Bau lässt die Bildung seiner Glieder ein Wachsen und Werden erkennen, aber es ist vorüber und liegt hinter ihm; im gothischen Bau ist es gegenwärtig und die Formen erscheinen, wie in der vegetabilischen Natur, noch werdend und unfertig. Daher hat der gothische Bau bei aller Pracht den Charakter des Bescheidenen und Demüthigen im christlichen Sinne des Wortes, während die griechische Form der naive und milde Ausdruck eines edeln, aber vollgenügenden Selbstgefühls ist.

#### Viertes Kapitel.

### Abweichende Formen kirchlicher Baukunst und nichtkirchliche Architektur.

Ich habe bisher die Architektur geschildert, wie sie sich an der Kirche, und zwar vorzugsweise an grossen, reich ausgestatteten Kirchen, also an den bischöflichen Kathedralen oder an reichen Abteien zeigt. In der That genügt dies vollkommen zur Schilderung des Styles, da alle minder bedeutenden oder mit geringeren Mitteln ausgeführten Kirchen und selbst die weltlichen Bauten ihre Formen von jenen vornehmsten Gebäuden entlehnen. Indessen erfordert die Vollständigkeit doch noch eine Uebersicht

der abweichenden oder abgeleiteten Bauformen und der verschiedenen Arten der Gebäude.

Bleiben wir zuerst bei kirchlichen Gebäuden stehen, so giebt es neben jenen durch Sparsamkeit bedingten auch andere Abweichungen von dem herrschenden Schema, welche wiederum zu einer Regel werden, entweder für eine bestimmte Localität, für Provinzen oder ganze Länder, wo sie dann aus der geistigen Eigenthümlichkeit des Volks, aus historischen Reminiscenzen oder aus der Beschaffenheit des vorhandenen Materials hervorgingen, oder für gewisse Klassen von Gebäuden, wo sie dann auf der besonderen Bestimmung derselben oder auf gewissen Regeln oder Gewohnheiten beruhen, wodurch sich z. B. Klosterkirchen von Pfarrkirchen und unter jenen wieder die der verschiedenen Orden von einander unterscheiden. Endlich aber gehen sie auch aus freier Wahl, aus der Neigung zu ungewöhnlichen Structures oder aus architektonischen Versuchen hervor, wohin denn namentlich viele der Formen gehören, welche in der Zeit des Uebergangs des einen Styls in den andern aufkamen. Von allem diesem habe ich hier nur einen allgemeinen Ueberblick zu geben, da das, was eine specielle historische Wichtigkeit hat, unten seine Stelle findet.

Mannigfache Verschiedenheiten zeigen sich zunächst an der Anlage des Chores. Grössere Kirchen Deutschlands aus romanischer Zeit haben häufig zwei Chöre, einen östlichen und einen westlichen, was auch öfters die Anlage eines zweiten Querschiffes zur Folge hat. In zahlreichen andern Fällen dagegen fehlt die Apsis gänzlich, so dass der Chor einen rechtwinkeligen Abschluss erhält, wie dies in England und im Ordenslande Preussen herrschend ist, und bei gewissen Mönchsorden, die überhaupt schmucklose Kirchen liebten, oder auch sonst bei einer Beschränkung des Raums vorkommt. Auch hierbei erscheint der Grundriss oft nicht bloss als ein einfaches, sondern als ein doppeltes Kreuz in der Art, dass zwei Querbalken in der Mitte des Gebäudes, (wie in England häufig) oder ein breiter Vorbau auf der Vorderseite (wie nicht selten in frühen deutschen Bauten) angebracht sind.

Andere Abweichungen finden sich dann an der Anordnung des Langhauses. Eine der wichtigsten ist die, dass die Seitenschiffe nicht niedriger sind, als das Mittelschiff, sondern gleich, oder doch fast gleich hoch, wo denn das Mittelschiff keine Fenster enthält. Dies findet sich häufig in den früheren Bauten des südlichen und westlichen Frankreichs und zwar in der Art, dass das Mittelschiff mit einem Tonnengewölbe, die Seitenschiffe aber mit halben, gegen jenes mittlere anstrebenden Tonnengewölben bedeckt sind. In Deutschland dagegen bildete sich eine solche Form in vollkommenerer Weise aus, mit Kreuzgewölben und Spitzbögen. Die Hallenkirche, wie wir sie jetzt zu nennen gewohnt sind, herrschte vorzugsweise

in den Gegenden, wo man gebrannte Steine anwendete, besonders im Norden Deutschlands, fand aber später weite Verbreitung. Die Consequenzen dieser Anordnung für die Detailbildung werde ich später angeben, und bemerke nur im Allgemeinen, dass dadurch das Innere heller und luftiger, das Aeusserere aber, da es die mannigfaltige, durch die verschiedene Höhe der Schiffe bedingte Gliederung verlor, einfacher, massenhafter, aber auch leicht schwerfällig wurde. Die Zahl der Schiffe ist in der Regel eine ungerade; die meisten Kirchen sind drei-, grössere fünf-, kleinere einschiffig. Doch finden sich auch ausnahmsweise zweischiffige Anlagen; so im südlichen Böhmen<sup>1)</sup>, in Schlesien, in der Moselgegend. In Frankreich findet sich dies besonders an den Kirchen der Jacobiner, wo denn das eine Schiff für die Predigt, das andere für die Horen diente<sup>2)</sup>.

Als eine besondere Klasse kirchlicher Gebäude sind die runden und polygonalen (acht- oder zwölfckigen) Kirchen oder Kapellen zu erwähnen, die sich in allen Jahrhunderten des Mittelalters vorfinden. Für grössere Kirchen bediente man sich zwar seit der karolingischen Zeit ausschliesslich der basilikenartigen oder kreuzförmigen Anlage, dagegen blieb für Baptisterien und Grabeskirchen aller Art die schon in altchristlicher Zeit (Th. III. S. 60) dafür üblich gewesene Centralanlage in Anwendung. Der Gebrauch eigener Taufkapellen erhielt sich nur in Italien noch längere Zeit, während in den nördlichen Ländern solche selten sind und der Gebrauch, die Taufsteine in den Kirchen selbst aufzustellen, sie schon frühe entbehrlich machte. Zu den Grabkirchen muss man auch die kirchlichen Gebäude rechnen, welche ein Abbild des heiligen Grabes zu Jerusalem geben sollten, wie dies bei zahlreichen, von zurückgekehrten Pilgern gestifteten Kirchen bis in das 15. Jahrhundert hinein<sup>3)</sup>, und endlich bei allen Kirchen der Templer der Fall war. Sie alle haben eine runde oder polygone Gestalt, wenn auch ohne genaue Aehnlichkeit mit jenem Vorbilde. Wirkliche Grabkapellen, über einer zur Bewahrung der Todtengebeine dienenden gewölbten Gruft, wie sie theils bei grösseren Klöstern, dann aber auch für Gemeinden auf Kirchhöfen oder in den Städten, namentlich in Böhmen und Oesterreich häufig vorkommen (Karner, *carnarium*), haben fast immer Rundgestalt, oft mit einer angebauten Altarnische. Neben ihnen sind die Todtenleuchten (*Lanternes des morts*) zu nennen, kleine Thürmchen oder hohle Säulen, welche den Zweck haben, ein Licht aufzunehmen, um das Vorhandensein

<sup>1)</sup> Bernh. Grueber in den Mitth. d. k. k. Central-Commission. I. 244.

<sup>2)</sup> Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'Arch. I. 298.

<sup>3)</sup> S. eine Aufzählung solcher Nachbildungen in der Habilitationsschrift: W. Junkmann, de peregrinationibus et expeditionibus sacris ante Synodum Claromontanum, Vratilaviae 1859, p. 39.

eines geheiligten Ortes während der Nacht anzuzeigen, und sich vorzugsweise auf Kirchhöfen, entweder alleinstehend oder auch auf dem Dache einer Kapelle vorfinden. Sie scheinen besonders in Frankreich beliebt, kommen aber auch in Deutschland vor <sup>1)</sup>.

Eine besondere Erwähnung verdienen die in zwei Geschossen übereinander gebauten Doppelkapellen (*Oratorium duplex*), welche sich häufig in oder an Schlössern und Klöstern oder auch Kirchen vorfinden, und zwar stets so, dass das obere Stockwerk grössere Höhe und reicheren Schmuck hat. In vielen Fällen sind beide Kapellen ganz selbstständig und nur durch äussere oder innere Treppen verbunden, in andern aber sind sie durch eine in der Decke der unteren angebrachte ziemlich geräumige Oeffnung (von 8 — 10 Fuss) in Gemeinschaft gehalten. Der Zweck dieser letztgedachten Einrichtung, welche sich in Deutschland hauptsächlich an einer Reihe von Schlosskapellen findet, ist hier der Gegenstand einer Controverse geworden. Die, welche zuerst darauf aufmerksam machten, nahmen an, dass die obere, mit den Gemächern der Herrschaft in gleicher Flucht gelegene Kapelle für diese, die untere aber zur Theilnahme der vom Hofe hineintretenden Dienerschaft an dem in der oberen Kapelle abgehaltenen Gottesdienste und zwar vermöge jener Oeffnung bestimmt gewesen sei. Dies wurde von anderer Seite bestritten und dagegen behauptet, dass der untere Raum stets nur die Bedeutung eines Grabgewölbes gehabt habe. Keine beider Behauptungen dürfte unbedingt richtig sein. Ohne Zweifel gab es Fälle, wo der untere Raum nur als Gruft diente, wobei denn, wenn dieselbe die Gebeine von Heiligen oder auch wohl des Stifters und seiner Familie enthielt, jene Oeffnung in der Decke nöthig war, um den in der oberen Kapelle weilenden Personen den Blick auf die Gräber und die Abhaltung eines Todtendienstes über denselben zu gestatten. Es war dies die schon in den altchristlichen Basiliken an den Confessionen der Märtyrer übliche Einrichtung auf Schlosskapellen angewendet. Ebenso gewiss ist aber, dass in andern Fällen die Anlage der Doppelkapellen den Zweck einer Sonderrung der Stände hatte, so dass die obere Kapelle für den Gottesdienst des Schlossherrn und seines Hofstaates, die untere für die niedere Dienerschaft und das Publikum bestimmt war. Von der Sainte Chapelle zu Paris, und von mehreren ähnlichen Doppelkapellen, welche an andern königlichen Schlössern oder in Nachahmung des königlichen Beispiels von den geist-

<sup>1)</sup> In Oesterreich (Mitth. d. k. k. Central-Com. I. 144. VII. 228), in Basel, in Schulpforta (Putrich, Pforta, p. 4 u. 14 und Taf. 8). Vgl. bes. Viollet-le-Duc. VI. p. 154. Ihre Bedeutung war nach Petrus venerabilis († 1156): *Ob reverentiam fidelium ibi quiescentium totis noctibus fulgore locum illum illustrare* (Caumont, Antiquités, Band VI). *Hoc anno (1270) turris lapidea erecta est in medio claustris Pragensis ecclesiae ad lumen ponendum in ea, Canonici Prag. Cont. Cosmae.*

lichen und weltlichen Grossen Frankreichs errichtet wurden, wissen wir dies mit Gewissheit, und bei der Kapelle an der kaiserlichen Pfalz zu Goslar beweist schon die Ausdehnung der unteren Kapelle, dass sie eine ähnliche Bestimmung hatte. Häufig aber konnte es auch wünschenswerth sein, beide Zwecke zu verbinden, indem man die unter der herrschaftlichen Kapelle belegenen und durch die Oeffnung mit ihr verbundene Gruft zugleich als Kapelle für die Dienerschaft benutzte. Der beschränkte Raum in den Burgen musste eine solche Einrichtung empfehlen, wobei es denn keinesweges nöthig war, die Dienerschaft in der Regel auf die Anhörung der oben gelesenen Messe durch jene Oeffnung zu beschränken, welche ihnen einen Blick auf den Altar nicht gestattete, da auch der untere Raum geweiht war und einen Altar erhalten konnte <sup>1)</sup>.

Selbstständige kirchliche Rundgebäude sind gewöhnlich durch eine Kuppel gedeckt und bei grösserer Dimension durch eine Pfeilerstellung gestützt, schliessen sich aber sonst den Gesetzen des herrschenden Styls unbedingt an. In manchen Gegenden endlich hat man kleinere Kirchen häufig in quadrater Form durch eine mittlere Säule gestützt und mit einem Anbau für den Chor versehen, so an manchen Orten der Moselgegend, z. B. die Kirche des Hospitals zu Cus. Andere abweichende Formen des Grundrisses, durch eine Künstelei des Erbauers oder durch die Benutzung und Erweiterung vorhandener Fundamente entstanden, sind meistens Modificationen des Polygons und kommen, wie bereits bemerkt, am häufigsten bei Grabkirchen vor, haben aber auf den Entwicklungsgang der Kunst überall keinen Einfluss <sup>2)</sup>.

Die Kirchen der Klöster gleichen im Allgemeinen denen der Weltgeistlichen, und wetteifern oft mit den Kathedralen in Ausdehnung und in reichem

<sup>1)</sup> Vgl. über die französischen Doppelkapellen Viollet-le-Duc. II. 424, 439. Die beiden entgegengesetzten Meinungen über die deutschen Schlosskapellen sind vertreten durch v. Quast. Ueber Schlosskapellen, Berlin 1852. S. 15 und durch W. Weingärtner, System des christlichen Thurmbau, Göttingen 1860. S. 1 ff. Näheres über die Literatur sowie Einzelheiten über mehrere der in Deutschland aufgefundenen Doppelkapellen bei Otte, Kunst-Archäologie. 4. Aufl. S. 20 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. in v. Lassaulx, die Mathiaskapelle zu Koblenz, Coblenz 1837 ein Verzeichniss von Rund- und Polygonegebäuden, zu dessen Vervollständigung noch anzuführen sind: Die Kirche zu Rieux-Meriville bei Carcassone (Mérimée Notes d'un voyage dans le midi de la France. Brux. 1835 S. 421 und 211), das Baptisterium bei S. Sauveur in Aix, zu Quimperlé und zu Lanleff in der Bretagne (Mérimée. Notes d'un voyage dans l'Ouest. Brux. 1837. S. 209 und 130), zu Rief an der Grenze von Piemont (Fourtoul l'art en Allemagne. Brux. 1844 III. 146). Zu den ganz anomalen Formen gehört die Kirche zu Planès im Roussillon, deren Grundriss ein Dreieck mit drei auf den Seiten desselben angelegten halbkreisförmigen Nischen bildet. Eine Zeichnung des Grundrisses bei Viollet-le-Duc, Dictionnaire II. p. 443. Ein sehr vollständiges Verzeichniss solcher Bauten in Deutschland giebt Otte, a. a. O. S. 22 ff.

Schmuck, während die der Bettelorden zwar geräumig, aber nachlässig angelegt und ausgeführt sind, und die gewisser anderer Orden sich durch feinere Eigenthümlichkeiten kennbar machen. Besonders gilt dies von den Cisterciensern, einem Orden, der wie er überhaupt im Gegensatze gegen die durch Reichthum und Macht entarteten Cluniacenser eine streng reformatorische, zugleich aber auch eine auf das Nützliche gerichtete Tendenz hatte, so auch bei den Bauten eine grössere Einfachheit vorschrieb, zugleich aber sich durch constructive Tüchtigkeit und Eleganz auszeichnete. Wir werden später auf diese wichtige Erscheinung zurückkommen und begnügen uns hier mit der Bemerkung, dass ihre Kirchen statt des Thurmes nur einen kleinen Glockenstuhl, meist als s. g. Dachreiter über der Vierung des Kreuzes, und einen rechtwinkeligen Chorschluss zu haben pflegen.

Die Anordnung der Klöster lässt noch ihre Abstammung von dem altrömischen Hause erkennen; wie in diesem sich die Schlaf- und Gesellschaftsräume um das unbedeckte und von Portiken umgebene Atrium gruppieren, bildet auch hier ein viereckiger, von den Arcaden des Kreuzganges umschlossener Hof die Mitte der für das gemeinsame Leben der Mönche nothwendigen Baulichkeiten<sup>1)</sup>. Mit der einen seiner vier Seiten grenzte der Kreuzgang an die Kirche und zwar lag er mit Rücksicht auf die Höhe derselben in den nördlichen Gegenden, wo man die Sonnenwärme suchte, gewöhnlich auf der Südseite, in den heissen Ländern dagegen, auf der beschatteten Nordseite; eine Regel, welche indessen viele Ausnahmen hat<sup>2)</sup>. An den drei andern Seiten lagen dann der Schlafsaal (*Dormitorium*), der Speisesaal (*Refectorium*, Remter), der Kapitelsaal<sup>3)</sup>. Die Kreuzgänge wurden frühe überwölbt, und nach der Seite des Hofes hin, um den Geistlichen einen gesicherten Ort stiller Erholung und des Luftgenusses zu gewähren, nur durch Arcaden geschlossen. Da sie einen minder ernsten, den Ruhestunden gemidmeten Platz begrenzten, so trugen sie auch in architektonischer Beziehung einen heiteren Charakter und wurden frühzeitig mit Bildwerk ausgestattet und in anmuthigen, möglichst leichten Formen gebildet. Jeder Styl bot dazu verschiedene Vortheile; der romanische durch seine breiten, zu bildlicher Ausschmückung geeigneten Flächen, der gothische durch die feine Gliederung und reiche Schwingung seiner Stäbe und durch das durchbrochene Maasswerk, welches, hier nicht durch Glas geschlossen, den freien Himmel und das Grün der oft mit Bäumen besetzten Höfe

<sup>1)</sup> Vgl. über Klosterbau im Allgemeinen Viollet-le-Duc Dict. I. 241 ff.

<sup>2)</sup> So die Klöster von St. Martin-des-Champs und St. Germain des Prés in Paris. Pontigny, Vaux, de Sernay, Maubuisson u. a. (vorausgesetzt, dass die Kirchen richtig orientirt sind). Viollet-le-Duc a. a. O. 272. 274. 284—286.

<sup>3)</sup> Abweichend sind die Karthäuserklöster, da hier jeder Mönch ein eigenes kleines, von einem Garten umgebenes Haus bewohnt und der gemeinsame Schlafsaal fehlt.

anmuthig durchblicken liess. Mit dem Kreuzgange pflegte der Klosterbrunnen verbunden zu sein, der dann oft von einem leichten Rundbau überdeckt dem Ganzen zur Zierde gereichte. Auch die für die Versammlung der Mönche bestimmten Säle, das Capitulum und das Refectorium, waren später meistens gewölbt und durch Säulen oder Pfeiler gestützt, wodurch denn, da von jeder Säule vier verschiedene Gewölbe ausgingen, eine reiche Entfaltung der Gewölbrippen entstand. Sie enthielten häufig mehrere Säulenreihen, und die Architektur hatte bei diesen mit Vorliebe behandelten Räumen eine Gelegenheit, sich in zierlichen und kühnen Formen zu versuchen, welche man aus constructiven oder religiösen Rücksichten an den Kirchen selbst noch nicht anzubringen wagte.

Die Bedürfnisse grösserer Klöster erforderten demnächst, wie wir schon bei Betrachtung des Planes von St. Gallen gesehen haben, zahlreiche Nebengebäude; gesonderte Wohnungen für den Abt und Prior, für vornehme Gäste und gemeine Pilger, Räume für die Bibliothek und für die Schreiber, Schulen und Krankenanstalten, Küchen nebst Back- und Brauhäusern, Ställe, Scheunen und andere für den landwirthschaftlichen Betrieb erforderliche Gebäude und endlich die das Ganze umschliessende mit Thürmen und starken Thoren bewehrte Mauer<sup>1)</sup>. Diese Bauten waren zwar meistens, ihrem Zwecke gemäss, einfach und ohne architektonische Zierde, aber doch solide und, weil für umfassende Bedürfnisse berechnet, in originellen Formen angelegt, welche ihnen auch in architektonischer Beziehung eine gewisse Bedeutung gaben.

Die bürgerliche Baukunst gewährt überall mehr ein sittengeschichtliches als ein künstlerisches Interesse; die Fortschritte der Civilisation zeigen sich hier hauptsächlich in Einrichtungen der Bequemlichkeit, während der Schmuck aus der kirchlichen Architektur entlehnt und nur wenig nach den vorwaltenden Zwecken modificirt ist. Diese Modificationen gingen im Mittelalter grösstentheils aus dem kriegerischen Charakter der Zeit hervor, sie waren mehr auf Schutz und Abwehr, als auf Genuss und Pracht gerichtet, und dienten daher auch nicht zur Bereicherung der Kunst. Allein dennoch prägte sich auch in ihnen der Geist der Zeit aus, und es entstanden Formen, welche, wenn auch ohne künstlerische Ansprüche, charakteristisch sind und der höheren Baukunst entgegen kamen. Die Burgen der Ritter waren meistens mit beschränkten Mitteln, auf Bergspitzen oder in Sümpfen angelegt, und zeigten keine andere Schönheit, als die, welche

<sup>1)</sup> Ausser dem Bauriss von St. Gallen (vgl. oben Band III. S. 545 ff.) giebt der s. g. Ordo Farfensis, eine auf Veranlassung des Abtes Hugo († 1039) für das italienische Kloster Farfa aufgesetzte Anleitung für die Klosterordnung (Pertz, Monumenta Vol. IX), eine interessante Anschauung von der Mannigfaltigkeit und dem Umfange grosser Klosteranlagen.

die Natur ohne Wahl und Absicht der Erbauer rings umher ausbreitete. Grössere Burgen bestanden aus mehreren einzelnen Gebäuden, welche von den gemeinsamen Einfriedigungen, von Mauern und Gräben umschlossen, oder so aneinander gereiht waren, dass sie einen inneren Hof bildeten. Diesen Gebäudecomplex, der alle die Baulichkeiten in sich schloss, welche wir heute auf einem grossen Gutshofe vereinigt zu sehen pflegen, überragte das Herrenhaus (*der palas*), in dem der grosse Festsaal, die heizbaren als Wohn- und Schlafzimmer benutzten Stuben (*caminatae, kemenäten*), Küchen, Keller und Vorrathsräume lagen<sup>1)</sup>. In der älteren Zeit, d. h. vor dem 12. Jahrhundert hatte man sich begnügt nur einen Hauptthurm (*bergfrít, donjon, keep-tower*) zu errichten und alle die genannten Räumlichkeiten in ihm unterzubringen. Dieser Gebrauch blieb in England gewöhnlich, findet sich aber auf dem Festlande in späterer Zeit nur noch bei kleinen Burgenanlagen. Die Thür, welche zu dem Donjon führte, lag um ihre Erstürmung zu erschweren hoch über dem Boden und war nur durch Treppen oder Leitern zu erreichen. In dem unteren Geschosse dieses Thurmes lagen die Gefängnisse (*oubliettes*), die oberen Stockwerke waren zu Wohnräumen eingerichtet, die Dachetage zur Vertheidigung bestimmt. Der Aufenthalt in einem solchen Thurme konnte für die Bewohner nicht allzu angenehm sein, so dass man es als einen Fortschritt begrüsst, als der Gebrauch sich Bahn brach, besondere Wohnhäuser für Friedenszeiten zuerst von Holz, später von Stein zu erbauen und zu benutzen. Diese Wohngebäude, *palas* genannt, sind je nach Bedürfniss in grösserer oder geringerer Anzahl in den grossen Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts zu finden. Gewöhnlich lagen im Erdgeschoss die Keller, Küchen und Wohnungen der Dienerschaft; der Eingang zu diesen Räumen war unter der grossen Freitreppe gelegen, welche zum Hauptgeschoss emporführte. Dort lag der grosse Festsaal und die Wohnzimmer, zu denen man durch einen schmalen, an einer Langseite des Gebäudes sich hinziehenden Corridor (Laube) gelangte. Dieser Gang war durch Arcadenfenster hell beleuchtet, deren Säulen und Archivolten oft aufs reichste sculpirt wurden. Der prächtigste Raum des ganzen Herrenhauses war der grosse Saal, in dem die grossen Gastereien, Gelage, Tänze, Versammlungen stattfanden. Seine Decke war entweder aus Holz construirt und dann mit Schnitzwerk verziert oder sie wurde durch ein Gewölbe gebildet, welches, wenn die Breite des

<sup>1)</sup> S. Leo über Burgenbau in Deutschland in v. Raumer's historischem Taschenbuch 1837. S. 167. etc. Alwin Schultz über Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. u. 13. Jahrh. Berlin 1862, Krieg von Hochfelden, Gesch. d. Militär-Architektur in Deutschland. Ausführliche Beschreibungen englischer Burgen in Britton, Archit. Antiqu. Vol. IV. Für französische Burgen viele Beispiele in Caumont, Hist. sommaire und in seinem Cours d'Antiquités monumentales.

Saales bedeutend war, durch eine oder mehrere Reihen von Säulen getragen wurde. Die Stelle am mächtigen Kamin war der Ehrenplatz, für den Hausherrn und seine Gemahlin bestimmt und daher, z. B. in den Ruinen des Saales zu Gelnhausen auch durch Sculpturornamente decorirt. Die Fenstersäulen und ihre Leibungen zeigen gleichfalls meist zierliche Steinarbeit, dagegen waren die Wände nur selten durch Malereien belebt, da man es vorzog sie bei festlichen Gelegenheiten durch aufgehängte gestickte oder gewirkte Teppiche zu decoriren. Die Ausschmückung der Wohnzimmer ist spärlicher bemessen, dagegen sind die Formen der Schlosskapelle reicher ausgebildet. Diese Kapelle wurde, wo sie in den Fortificationen eben Platz fand, bald als einzeln stehendes Bauwerk errichtet, bald im Hauptgebäude oder in einem Befestigungsthurme angelegt. Lag sie in einem grösseren Gebäude, so wurde wohl die Ostseite, die Altarwand, auch äusserlich durch reicheren Ornamentenschmuck oder durch eine erkerartig vortretende Apsidische gekennzeichnet. Der Donjon dient, wo ein gesondertes herrschaftliches Haus besteht, nur in der äussersten Gefahr, wenn die ganze übrige Burg schon erstürmt ist, als letzte Zufluchtstätte für Herrschaft und Besatzung, in Friedenszeiten dagegen als Schatzkammer und Gefängniss. Der ganze Gebäudecomplex mit seinen bald mehr bald weniger hoch aufstrebenden Häusern, die alle von dem Hauptthurme überragt wurden, umgeben von einer einfachen oder je nach dem Bedürfnisse mehrfachen Umfassungsmauer, die mit Zinnen bekrönt<sup>1)</sup> und im Falle eines Angriffes mit hölzernen Schutzdächern überbaut, auch in Schussweite durch Mauerthürme unterbrochen war<sup>2)</sup>; die mächtigen hohen Eingangspforten, die in romanischer Zeit meist einfach gehalten, später reicher gegliedert mit Figuren, Wappen etc. verziert wurden, die Zugbrücken und Gräben — alles dies vereinigt sich zu einer durch Mannigfaltigkeit der Gruppierung überaus anziehenden Erscheinung, die wir noch in den Ruinen erkennen können und von der uns zahllose Abbildungen in Miniaturen und frühen topographischen Werken eine Anschauung gewähren. Die Beschaffenheit des

<sup>1)</sup> Treten die Zinnen von Consolen getragen weiter über die Mauer vor und bieten Gelegenheit durch angebrachte Giesslöcher die Annäherung an den Fuss der Mauer zu verhindern, so wird diese Anlage mit dem Namen *Mâchicoulis* bezeichnet. Sind dagegen nur einige Gusslöcher in der bezeichneten Weise erkerartig vortretend angelegt, so nennt man dieselben Gusserker oder Pechnasen (*Moucharabis*). Sie finden besonders über Thüren passende Verwendung, damit der Feind gehindert werde diese schwachen Stellen der Befestigung zu zerstören.

<sup>2)</sup> Während des ganzen Mittelalters sind Vitruv und noch mehr das Werk des Flavius Vegetius Renatus: „*de re militari*“ die Handbücher, nach denen sich die Ingenieure bei Erbauung, Vertheidigung und Belagerung der Burgen und Städte richten (vgl. Schultz Hofburgen I und III.).

Bauplatzes und die dadurch bedingten fortificatorischen Anlagen, die Bedürfnisse des Erbauers und so manches andere bestimmte natürlich die Ausdehnung und die ganze Gruppierung und Gestaltung der Burg, für die künstlerische Ausstattung derselben waren dagegen die Mittel des Besitzers maassgebend. Wie die Kathedrale das vollendeteste Bild der kirchlichen Architektur liefert, die Pfarr- und Dorfkirchen demselben Principe aber mit geringerem Formenaufwande folgen, so ist das Urbild einer mittelalterlichen Schlossanlage in den Hofburgen zu suchen, während dasselbe in den kleineren ärmlicheren Burgen nur unvollkommen zur Geltung gebracht wird <sup>1)</sup>.

Auch die städtischen Architekturen sind nicht minder von den in der Kirchenbaukunst ausgebildeten Formen beeinflusst worden <sup>2)</sup>. Die Bürger der alten Welt legten ihre Wohnungen auf geräumiger Fläche an, um zwischen niedrigen Gemächern einen Hofraum zu gewinnen, auf dem das häusliche Leben unter freiem Himmel vorging. Die Städte des Mittelalters mussten dem angreifenden Feinde möglichst wenig Mauer darbieten; ihre Bewohner drängten sich daher in engen Räumen zusammen, und mussten, ohnehin durch Klima und Sitte mehr auf die Stube angewiesen, sich nach oben ausdehnen. Zugleich erforderte sowohl die Sicherung gegen Strassenkämpfe als die Abgeschlossenheit der Familie, dass die Häuser ihre schmale Seite, den mehr oder weniger hohen und spitzen Giebel, nach aussen wendeten. Die tiefen Zimmer, welche durch diese Anlage entstanden, bedurften daher, besonders im unteren Stockwerke, wo in der engen Strasse ohnehin sparsames Licht eindrang, vieler und möglichst grosser Fenster, welche in den unteren, für die Aufbewahrung der Waaren dienenden Theilen hoch hinauf gezogen wurden, in den oberen Stockwerken aber die breite Vorderseite fast ganz ausfüllten. Diese Fenster bestanden immer aus schmalen Abtheilungen, die man nach Belieben schliessen oder öffnen konnte, um Licht und Wärme zu temperiren. Sie wurden daher durch Säulchen oder kleine Mauerstreifen getheilt, welche kleinere, von grösseren überwölbte Bögen trugen oder doch, wenn man der Balkendecke entsprechend auch die Fenster geradlinig deckte, zu Gruppen verbunden wurden, in denen sich der Charakter der verschiedenen Stockwerke aussprach und die nach oben zu, besonders in den Dachräumen, der Zahl und Grösse nach abnahmen. So hatte man in den Grundformen des bürgerlichen

<sup>1)</sup> Ueber den Schlossbau des Mittelalters und was mit ihm zusammenhängt, hat ausführlich gehandelt Viollet-le-Duc, Dictionnaire I. 327. (architecture militaire) und unter Château, Engin etc.

<sup>2)</sup> Interessante Nachrichten über Städteanlagen des 12. und 13. Jahrh. in mehreren Gegenden des westlichen Frankreichs in den Annales archéologiques. Vol. 4. pag. 171 ff. und Vol. 6. pag. 71 ff.

Hauses, ohne es zu beabsichtigen, eine dem höheren Style zusagende Form erhalten, und die städtische Strasse mit ihren hohen schlanken, in ihrer Gliederung aufstrebenden, im Giebel zugespitzten Häusern gewährte wieder einen ähnlichen Anblick wie die Kirchen; sie bestand wie diese aus ganzen Reihen verticaler Architekturen. Nur dass diese nicht durchweg gleich, sondern nach der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der Mittel der Erbauer vielfach verschieden, und selbst im Einzelnen, da der Nutzen des Gebrauchs auch die Anordnung der Façade bestimmte, nicht nach genauer Symmetrie geregelt waren. Wir sehen wie die Richtung der Zeit zur baulichen Form wird. Denn in der wechselnden Gestalt der einzelnen Häuser spricht sich der Geist der Freiheit und Selbstständigkeit aus, vermöge dessen der Familienvater sich sondert und sein Hauswesen bildet, im Anblick der Strasse aber, wo sich Giebel an Giebel reiht, der Geist der Gemeinsamkeit, der die Einzelnen zu einem Ganzen verbindet.

Häufig benutzte man das untere Stockwerk zu sogenannten Lauben, bedeckten und meistens gewölbten Säulengängen, welche an den Häusern entlang liefen und den Verkehr des Kleinhandels begünstigten. Da hier der Pfeiler des einen Hauses mit dem des benachbarten verschmolz, so lag hierin eine Veranlassung zu übereinstimmender Bildung des Ganzen, und die Säulenhallen erschienen daher, ungeachtet der Verschiedenheit der einzelnen Häuser, als ein Ganzes, als ein horizontales Band, das kräftiger als das Basament der Kirchen die verticalen Architekturen zusammenhielt. Diese Pfeiler beförderten aber auch eine regelmässige Gliederung der oberen Theile, indem man nun die Fensterpfosten über den Pfeilern stärker und nach innen kräftiger machte, so dass sie durchlaufende senkrechte Abtheilungen bildeten, zwischen denen die Fenster selbst mit ihren kleineren Pfosten nur als eine Füllung erschienen. Reichere städtische Häuser nahmen noch mehr den Schmuck der Kirchen oder Schlösser an; sie wurden mit Erkern und Thürmchen, mit Zinnen und Maasswerk ausgestattet und man findet einzelne Häuser, deren Façaden, in Stein ausgeführt, durchweg aus schlanken, gegliederten Stäben bestehen, welche zwischen den Fenstern in die Höhe steigen, oberhalb derselben zu Spitzbögen oder zu verwandten, sich durchkreuzenden Figuren zusammenlaufen und endlich am Giebel als Spitzsäulchen aufstreben<sup>1)</sup>. In anderen Gegenden wurden zwar die Bürgerhäuser fortwährend in Fachwerk errichtet, dafür aber an den Holzbalken mit reichem geschmackvollen Schnitzwerk, mit mancherlei bildlichen Verzierungen, Statuen oder Karyatiden ausgestattet<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Sehr elegante Beispiele solcher Bauten in Danzig. Vergl. Moller Denkmäler I Taf. 62.

<sup>2)</sup> Vgl. Bötticher Holzarchitektur des M.-A.

Mit grösserem Luxus als einfache Privathäuser sind natürlich die Paläste und Höfe der in den Städten immer oder zeitweise residirenden Fürsten, der Bischöfe, des Adels und der benachbarten Klöster ausgestattet. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von den öffentlichen Gebäuden, die zum Nutzen und für das Wohl der ganzen Gemeinde errichtet, auch in ihrer ganzen Erscheinung von dem Wohlstande und dem Geschmack derselben Zeugniß ablegen sollten. Vor allem sind die Rathhäuser, die Centralpunkte des gesammten bürgerlichen Lebens, die Wahrzeichen bürgerlicher Selbstständigkeit, darauf berechnet, durch Schönheit der Bauformen, durch Reichthum des Schmuckes zu imponiren; die hohen gewölbten Säle, in denen die Bürgerschaft sich versammelte, sind mit Sculpturen und Malereien geschmückt und die hoch emporstrebenden Thürme, in denen die Sturmglocke hing, welche die Gemeinde unter die Waffen rief (Befroi), tragen dazu bei, die Gebäude noch stattlicher und bedeutender erscheinen zu lassen. Minder zierlich durchgebildet, aber doch nicht ohne architektonische Schönheit sind die Kaufhäuser und Markthallen, die Spitäler, Zunft-, Korn- und Zeughäuser erbaut, die auch noch in ziemlicher Anzahl in den alten Städten sich erhalten haben. Auch die kleineren Monumente sind dem einmal geltenden architektonischen Stylgesetze entsprechend gebildet. An den Fortificationsbauten musste eine feinere Detailbildung schon aus Nützlichkeitsrücksichten vermieden werden, und wenn auch öfter an den Stadtthoren reichere Ornamente angebracht wurden, so erinnern die Mauern und Thürme doch nur in ihrer Massenwirkung an die herrschenden Architekturgesetze. Auch die Brücken zeigen nur wenige künstlerisch durchgebildete Formen, dagegen sind reicher decorirt die Säulen, welche die Grenzen des städtischen Weichbildes markirten, die Pranger, Staup- und Rolandsäulen; die öffentlichen Brunnen meist in Form von Spitzsäulen gebildet, mit Fialen und Statuen geschmückt, sind unter den kleineren Denkmalen bürgerlicher Baukunst jedenfalls diejenigen, welche wegen ihrer Schönheit und Anmuth am meisten Beachtung verdienen. Ihnen gleichen mit mehr religiöser Anwendung die vereinzelt Denkmal der Frömmigkeit, welche unter den Namen von steinernen Kreuzen als Spitzsäulen mit Heiligenhäuschen an Landstrassen oder im Felde, zur Erinnerung an örtliche Vorfälle oder als Stiftungen aus Gelöbnissen, dem Wanderer eine Stelle des Gebetes anwiesen. So umfasste die architektonische Form alle Gestaltungen des Lebens und erstreckte ihre Herrschaft auch auf Geräte, Waffen und Kleider. Sie sprach überall den gleichen Geist aus, den Geist der Selbstständigkeit, des Aufstrebens und weicher Frömmigkeit.

---